

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

„Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht.“ (Eller)

Eine wichtige Frage, die sich beim Lesen dieses Zitats auftut, ist die nach der vorgesehenen und der tatsächlichen Nutzung des Campus der Ruhr-Universität. Die Ausstellung befasst sich mit unterschiedlichen Aspekten unserer Alma Mater, aus denen die vorgesehene Nutzung ablesbar wird. An diesen Stand anknüpfend, wurden Interviews mit Studierenden aus der Gründungszeit sowie von heute geführt, um der Frage nach der tatsächlichen Nutzung des Campus nachzugehen.

Immer mit dem Bewusstsein, dass der Campus fortwährend Veränderungen unterlag. Die ursprüngliche Mensa, Kegelbahn, Bierschwemme oder der Pavillon auf dem Querforum Ost sind nur einige der „vergessenen“ oder „verlorenen“ Möglichkeiten zur Gestaltung des studentischen Lebens. Bei den unzähligen Studierenden, die ihre Zeit an der RUB verbrachten, ist es kaum möglich, repräsentativ und umfassend alle Aspekte abzudecken. Dennoch sollen die Interviews, Dokumente und Fotografien einen Eindruck vermitteln, wie studentisches Leben ausgehen hat und aussieht – wenngleich beispielsweise studentisches Engagement in hochschulpolitischen Listen, Fachschaftsräten oder dem AstA sowie kreative Verwirklichung am Musischen Zentrum an dieser Stelle leider außen vor bleibt. Ist

das studentische Leben nicht „brutal schön“? Eine Beantwortung dieser Frage kann und will diese Ausstellung nicht liefern. Dennoch bietet sie hoffentlich genug Anreiz zur Reflexion der eigenen – zurückliegenden, aktuellen oder kommenden – Studienjahre in Bochum und letztendlich einer individuellen Antwort.

Die Interviews

Prof. Dr. Franzjörg Baumgart

Geschichte, Pädagogik und Philosophie

ab WS 1965/66

• Woher kamen Sie bzw. wie sind Sie angereist?

Ich bin zwar ein Kind des Ruhrgebiets, komme aber aus den süddeutschen Traditions-Universitäten und hab' dann mit dem ersten Monat im ersten Studentenwohnheim an der Laerholzstraße gewohnt.

• Das wurde auch schon 1965 eröffnet?

Mit dem Wintersemester war ich der erste, der dieses Zimmer bezog, ja.

• Wie sah der Alltag an der Uni für Sie aus?

Na gut, das mag jetzt vielleicht mit meinen Versäumnissen, vor allen Dingen in Tübingen, zusammenhängen, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben richtig gearbeitet habe. Ich habe mich an der Universität aufgehalten und war selbstverständlich Stammgast bei den Historikern in der Bibliothek, die war jeden Tag bis 22 Uhr geöffnet. Ich hatte noch nie ein Hauptseminar gemacht, und für mich war das eine entscheidende Frage und ich habe mich unheimlich da reingehängt. Wie viele andere waren die Studenten, glaube ich, generell sehr fleißige Studenten, die dieses Wagnis gemacht haben: Die wollten auch in der Tat im Sinne des Studiums einen Neuanfang haben. Deshalb war es auch im starken Maße in den ersten Semestern eine Arbeitsuniversität. Also ich weiß, ich bin immer - weil sie für mich wichtig war, diese erste Hürde -, eigentlich gab es nämlich Zwischenprüfungen, aber das war alles noch nicht eingerichtet, und da hat dann der Hochschullehrer gesagt: „Kommen Sie ins Hauptseminar, und wenn das gut geht, dann ist das mit der Zwischenprüfung erledigt.“ Da ich so die Angst davor hatte, habe ich das dann so betrieben, dass da das Ergebnis nun wirklich sehr gut war. Insofern habe ich häufig um 19 Uhr die Uni verlassen und da drüben, wo jetzt das Uni-Center ist, gab es die Kneipe, und da hat man noch seine ein, zwei Bier getrunken, und dann ist man in das Studenten-

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

wohnheim gegangen. Das war der Arbeitstag; eigentlich fast wie ein Ruhrgebietsmalocher. Das muss ich zugeben, habe ich dann nicht konsequent durchgehalten, aber das war für mich der Beginn, und das war die Chance, die ich genutzt habe.

• Haben Sie damals Freizeit- oder Erholungsangebote genutzt? Gab es damals schon so was?

Nein, also keine organisierten. Ich weiß, dass ich dann zum ersten Mal im Bochumer Theater war, und ich weiß noch - das können Sie sich ja gar nicht mehr vorstellen - es gab nicht die Hustadt, es gab nicht das Uni-Center. Aber es gab Wanderwege, zum Beispiel der Ruhrtal-Höhenwanderweg, der führte hier durch Querenburg. Querenburg war der historische Ausflugsort für die Bochumer, und es war eine Idylle. Da, wo die Fachhochschule jetzt ist, da war ja die erste Mensa, so eine Behelfsmensa. Und ich guckte da an einem Nachmittag, als ich dort war, raus, und da war ein Rudel Rehe auf der Wiese – das ist ja heute unvorstellbar. Es war eine bäuerliche Idylle. Ich bin am Wochenende - da habe ich Besuch von der Freundin gekriegt - und wir sind gewandert. Also das, was jetzt an jedem Wochenende an Aktivitäten angeboten wird, und auch wenn man die Stadt einbezieht, ist das ja unglaublich. Also nein, das gab es nicht und hat man nicht wahrgenommen. Die Stadt war eben infrastrukturell noch nicht gut angebunden. Ich wüsste gar nicht, dass ich irgendwann mal abends

oder nachts aus Bochum wieder zurückgekommen wäre. Es war Querenburg, es war die Universität, also insofern: mangels Gelegenheit war es in der Tat eine Campus-Universität, in den ersten Jahren bis in die 70er Jahre hinein.

• Hätten Sie sich damals denn schon Angebote gewünscht?

Habe ich nicht, aber das können Sie ja auf dem Hintergrund dessen, was ich bisher erzählt habe, erschließen. Es gab dann die ersten, aber ich weiß nicht, das könnte schon Ende der 60er gewesen sein. Da gab es dann das Oblomow in der Innenstadt, das war so eine Art Studentenkneipe, wenn man Musik haben wollte. Aber ich hatte da kein Bedürfnis, weil ich Torschlusspanik hatte. Also, dass das ein großes Bedürfnis gewesen wäre, nein. Die ersten bezeichnenden Aktionen in der Konstitutionsphase, wo es dann zum ersten Mal einen Asta gab, waren zum Beispiel diese Rote-Punkt-Aktion, wo von bestimmten Stellen aus die Studierenden dann per Anhalter mitgenommen werden sollten. Das hat der Roland Ermrich glaube ich damals organisiert. Es ging eigentlich eher um die Verbesserung der Anbindung. Aber vielleicht war ich auch hinter der Zeit zurückgeblieben. Ich hatte nicht den Eindruck, dass das ein drängendes Problem war. Es waren eher die direkten Probleme, die die Organisation des Studiums angingen. Die Bibliotheken und alleine die Tatsache, dass jede Bibliothek eine andere Signatur hatte. Also insofern war Arbeitsuniversität – wenn das ein richtiges Etikett ist – sogleich die Antwort. Nach ein bis zwei Semestern gab es solche eher studentischen Aktivitäten in Staatlichen Studentenwohnheimen und so weiter, dass man dort mal mit Musik und mit Tanz und vor allen Dingen Trinken, ein bisschen Abwechslung hatte. Aber der Ruf nach einem Kulturprogramm, daran habe ich keine Erinnerungen. Man kann sicher davon ausgehen, dass mehr als die Hälfte täglich gependelt ist. Insofern gab es ja sowieso nur ein relativ kleines Potential von feierwütigen Studierenden. Das war also nicht das Problem - wenn man dann also Leute kennengelernt hat, hat man sich bei denen am Studentenzimmer getroffen, und hat einen getrunken. Das kulturelle Angebot, auch wenn man heute an das Bermudadreieck und was es an Angeboten gibt, denkt, nein, das gab es nicht. Und ich habe es nicht vermisst, und ich erinnere mich auch nicht, dass darüber geklagt wurde. Das galt dann auch in den ersten Beschreibungen: die Beton-Uni ist gleich Arbeit-Uni. Das hat also in informellen kleinen Gruppen stattgefunden, das Studentenleben.

• Kannten Sie den Pavillon vor den G-Gebäuden / die Bierschwemme oder die Kegelbahn?

Also die G-Gebäude gab es ja noch gar nicht. Jetzt weiß ich nicht, was Sie mit „Pavillon“ meinen.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Die Schirmbar in dem Rondell?

Nein, das war nicht mehr relevant für mich, da war ich lange akademischer Rat oder Direktor. Das habe ich noch mitbekommen und habe das auch begrüßt, dass es solche Angebote gab. Aber das hatte mit dieser frühen Phase dann kaum noch etwas zu tun.

Nein, in diesem Pavillon war ich, glaube ich, noch nie damals.

• Aber die Bierschwemme und die Kegelbahn, das war ja Anfang der 70er Jahre, haben Sie das vielleicht noch mitbekommen?

Die Kegelbahn, da erinnere ich mich nicht, dass es die hier gegeben hat. Und da sind Sie sicher?

• Das war in der Mensa II.

Doch jetzt, erinnere ich mich ganz dunkel an die Bierschwemme. Das war so eine mit Holz vertäfelte Kneipe. Sie haben jetzt jemanden vor sich, der so früh da war, dass - als diese ersten Angebote kamen - musste der sich wissenschaftlich qualifizieren und hat dann auch seinen Schwerpunkt schon gehabt. Also, das war dann für die Studierenden, die in den 70er Jahren gekommen sind. Und da war ich in der Endphase meiner Promotion, sodass ich das gar nicht mehr so richtig mitgekriegt habe.

• Was haben Sie damals in Ihren Freistunden gemacht?

Wenn ich an meine frühen Jahre zu-

rückdenke, dann waren es informelle Treffen. Nicht zuletzt über die Leute, die man so aus den ersten Semestern sehr gut durch Fachschaftsarbeit kannte. Also für heutige Fachschaften unvorstellbar, dass da für Fachschaftsbeschlüsse zwanzig Prozent der eingeschriebenen Studenten anwesend sein mussten. Und ich erinnere mich an die erste Asta-Wahl mit einer Beteiligung von sechsfünfzig Prozent. Das heißt also, die Fachschaften und der Asta waren im starken Maße auch ein Kristallisationspunkt für solche informellen Gruppen. In starkem Maße ist es von unten gewachsen und hat nicht einen organisierten Charakter gehabt, sondern das hat sich zusammengefunden, und man verstand sich mit bestimmten Leuten gut und hat was mit denen unternommen.

• Wo sind Sie denn damals Essen gegangen?

In der Mensa. Da musste man von dem alten Gebäude IA quasi einen Trampelpfad lang, der ging an Schrebergärten vorbei, da wo jetzt die gesamte I-Reihe ist. Da ging man - und der war nicht befestigt - zur Mensa rüber. Viele Hochschullehrer und vor allen Dingen mein Chef war das, der also tatsächlich in Stiefeln hier, wenn es geregnet hat, aufgetaucht ist, weil es eine Großbaustelle war. Und selbst der Weg zur Mensa war einer, wo grobes Schuhwerk eigentlich angebracht war. Das war das Normale, man ging zur Mensa. Das war die damalige Mensa.

• Würden Sie denn sagen, dass die Mensa sehr viele Leute sehr schnell verpflegen musste und dass man das als Gast dann gespürt hat?

Also, ich hatte wirklich nur den Vergleich von Tübingen und Erlangen. Selbst bei der Mensa war es so - es gilt wieder nur für die ersten Jahre -, dass man dort Platz hatte und nicht um Essensplätze kämpfen musste, und das war auch schon wieder eine neue Erfahrung. Das gleiche gilt für die Bibliotheken: in Tübingen, wenn man nicht sehr früh da war, bekam man in der Bibliothek keinen Platz. Es gab nicht diese Überfüllungs-Probleme. Die Überfüllungs-Probleme der Ruhr-Universität sind mit diesem dramatischen Anstieg der Studentenzahlen in den 70er Jahren erst verbunden und das, was mich geprägt hat, ist eben der gegenteilige Eindruck: dass die Betreuungsrelation, Hochschule, Lehrer Studierende, das Angebot der Bibliotheken, die Chancen - und das ist auch durchaus ein wichtiger Faktor -, eine studentische Hilfskraft zu werden, viel größer als in den traditionellen Universitäten waren. Und bei der Mensa, habe ich nur in Erinnerung, dass ich die besser fand und vor allen Dingen weniger überfüllt, als das in Tübingen oder Erlangen der Fall war.

• Die nächste Frage ist: Wo war Ihr Lieblingsort an der Uni?

Zwischen Pflicht und Neigung weiß ich jetzt nicht zu unterscheiden. Ich weiß nur, wo ich am meisten war, und das war eindeutig die Bibliothek der Historiker. Und dann

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

waren es zwei Kneipen, die es nicht mehr gibt. Das war dann sozusagen die Entspannung. In diesen Kneipen gab es dann zum Beispiel einen Jura-Stammtisch etc. Damals kannte ich jedenfalls die Hälfte aller Studenten vom Sehen. Die, die nicht nach Hause gefahren sind. Und die Seminare waren aus heutiger Perspektive – ich weiß nicht, wie das bei einem attraktivem Thema bei den Kunsthistorikern heute ist, wie viele Leute dann in einem Seminar sind. Also zum Lieblingsort. Es gab einfach nur diese zentralen Bezugspunkte, das eine war die Arbeit und das andere war: entweder man ging in die Kneipe, oder man traf Leute im Studentenwohnheim. Da gab es auch eine Kneipe, selbstverständlich. Also, es war sehr minimalistisch, was das Vergnügungsangebot anging. Dann haben die Fachschaften immer mal ein Sommerfest und ein Winterfest gemacht, wo dann alle Hochschullehrer auch dabei waren.

• Die nächste Frage ist, das haben Sie ja bereits angedeutet, ob Sie persönlich politisch engagiert waren?

Das kann man ganz sicher sagen, ja, also ich bin politisiert worden. Es begann 1967, nach meinen Erinnerungen gab es die ersten Veranstaltungen gegen die Notstandsgesetze. Und dann, ganz wichtig, das war die erste große Demonstration, an die ich mich erinnere: Einmarsch der Ostblocktruppen in der Tschechoslowakei, wo auch Historiker, damals der Osteuropa-Historiker Roos gesprochen hat. Und dann natürlich selbstverständlich

war auch das Dutschke-Attentat, für Bochum ein Mobilisierungsschub. Aber vor allen Dingen die Notstandsgesetze, da erinnere ich mich an eine große Demonstration, wo dann zum ersten Mal auch Arbeiter der Bochumer Stahlwerke mit den Studenten aufgetreten sind. Wenn man selbst aus kleinbürgerlich-konservativen Milieus stammt, dann ist diese Zeit von zentraler Bedeutung. Also nicht nur für mich, sondern für viele andere sicherlich auch. Obwohl, man darf jetzt nicht auf einmal denken, dass alle Studenten politisiert waren, oder sich politisch engagiert haben. Das war immer eine Minderheit.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant, als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Nein, nach dem was ich gesagt habe, ist das eine überzogene Auskunft. Wenn man das mit amerikanischen Campus-Universitäten vergleicht, ja. Amerikanische Campus-Universitäten sind mit einem Kranz von entsprechenden Studentenhäusern umgeben und mit einer Unzahl von Studentenvereinigungen, da ist man selbstverständlich als College-Student in irgendeiner der Verbindungen. Dieses ist in Bochum, bis auf diese eine Ausnahme - also diese eine Burschenschaft - nicht passiert. Nur in dieser Hinsicht hat er recht. Aber wenn man gerne ein Bier trinkt, findet man auch den Ort, wo man das kann. Das gab es von Anfang an und da gab es durchaus auch Kontakt mit der eingeborenen Bevölkerung. Also das stimmt deshalb nicht.

• Es gibt ja auch viele, die behauptet haben, dass sich die RUB zu einer Pendler-Uni entwickelt hat. Und dass die Leute nur kommen, um ihre Seminare abzuhören und dann wieder nach Hause zu fahren...

Ja, das stimmt in der Formulierung „entwickelt hat“ nicht, sondern es war von Anfang an so, und ich würde fast vermuten, dass am Anfang der Anteil der Pendler sogar noch höher war, als heute.

• Nun zur letzten Frage: Sie haben ja bereits erwähnt, dass Sie in Erlangen und Tübingen waren...

Ich kann ja gestehen, dass ich in einer nicht-farbentragenden und nicht-schlagenden Verbindung in Tübingen war, wo man auf dem Verbindungshaus permanent irgendwas hatte oder so was. Und genau das hätte mir fast das Genick gebrochen, und ich habe das in Bochum nicht vermisst. Aber vielleicht deshalb, weil ich davon genug

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

vorher hatte. Und das andere, dieser intensive und auch persönliche Austausch mit Hochschullehrern, dass das nicht irgendwo Säulenheilige waren, das war für mich eine Befreiung gegenüber diesem Scheiß von Tübingen, Im Nachhinein, so schön es war. Das ist alte Burschenherrlichkeit, und das ist gut, dass sich das in Bochum nie entwickelt hat.

• Was mich jetzt persönlich interessiert: gab es viele Frauen, die sich damals hier eingeschrieben haben?

In unserer Fachschaft waren zwei Frauen von vielleicht einem Dutzend Aktivisten. Und heute sind es ja bei den Erziehungswissenschaftlern, wie bei den Kunsthistorikerinnen etwa 80 Prozent. Ich glaube, dass damals der Anteil der männlichen Studierenden auch in diesen beiden Fächern größer war, als der Anteil der Mädchen und Frauen, die sich eingeschrieben haben. Das ist eine Entwicklung, die sich erst in den 80er Jahren durchgesetzt hat.

Carl-D. A. Lewerenz,
Rechtswissenschaften

• Woher kommen Sie? Und wie sind Sie damals angereist?

Ich komme ursprünglich aus Hamburg. Also, mich hat dieses Element der Reform-Universität, das hat mich angezogen. Und natürlich weg von Zuhause, ne. Also Hamburg, das ist mir

schon schwergefallen, diese Entscheidung, aber ich hab's letzten Endes nicht bereut. Und ich erinnere mich noch: da hielt der Zug, und dann stand da Bochum, aber da stand auch noch was Komisches dahinter, Langendreer nämlich. Ich wusste nicht, ob ich da aussteigen sollte oder nicht, ne. Dass es in Bochum einen Hauptbahnhof gibt wie in Hamburg, das hätte ich nicht gedacht. Und dann mit dem Bus nach Querenburg. Die Unistraße war noch nicht fertig, geplant schon, ja. Aber mit dem Bus durch die Steinkuhlstraße, unter der NS 7 durch. NS 7 sagt Ihnen das etwas?

• Nee, NS 7 sagt mir nichts.

Früher hieß die NS 7. Jetzt heißt sie A 558. Also ging noch nicht ganz durch, ne klar. Aber dieses Teilstück, das war schon fertig und da musste man also ganz kompliziert also nach Querenburg kommen, ne. Es war also wirklich ein kleiner Ausflug nach Querenburg. Und da sah ich dann die Universität, ne. Wo allerdings nur zwei Gebäude: IA und IB. Und IB, also Ingenieur an und für sich, IB war dann also für die Juristen vorbehalten. Und ich habe aber sehr viel mit IA zu tun gehabt, weil die Juristen, die haben mir alle nicht gefallen. Also naja, ich bin da auch ein bisschen ausgefallen. Aber in IA da waren die Romanisten, die Psychologen, Germanisten. Das fand ich eigentlich noch interessant. Es war irgendwie beweglicher, für mein Empfinden.

• Aber der Studiengang hat Ihnen dann schon gefallen oder lag's eher wirklich an den Leuten?

Ach, wissen Sie, ich habe eigentlich das alles so ein bisschen nebenher gemacht. Ich war viel auf Schrottplätzen, weil ich ein altes Auto hatte und da habe ich viel gelernt. Um 8 Uhr fingen manche Vorlesungen an. Und das habe ich dann oft nicht geschafft, weil der Abend dann doch länger geworden ist.

• Darf ich fragen, wo Sie zu dem Zeitpunkt gewohnt haben?

Ich hatte eine Abneigung gegen Heime, weil ich vorher im Internat war. Und allein diese Gebäudesituation hat mir überhaupt nicht gefallen, obwohl das natürlich rational überhaupt nichts damit zu tun hatte. Aber ich habe im Privatzimmer in Witten-Heven gewohnt. Das war etwas eng und etwas isoliert. Dann hatte ich noch ein anderes Zimmer, weil das da dann nicht mehr gut war, und dann schließlich bin ich in eine WG gezogen. Und das hat dann auch so eine 10, 20 Jahre WG-Karriere nach sich gezogen. Nicht immer in derselben. Jura-Examen habe ich auch irgendwann gemacht, ja. Da habe ich mich regelrecht verkleidet, ne. Also ich hatte auch so ,ne ähnliche Brille wie Ihre. Das ist zu alternativ, ne. Also habe ich mir eine Hornbrille aufgesetzt, ne. Und den jungen, interessierten, hoffnungsvollen Kollegen da spielen. Und das hat auch geklappt, ne.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Wie sah denn ihr Alltag an einem Tag an der RUB aus?

Also um 8 war ich nicht so oft da. Aber die Vorlesungen oder die Seminare später, die so um 10 Uhr anfangen, die fand ich dann, also, akzeptabel. Also zuerst war das in den Vorlesungen schwierig für mich – für die anderen auch –, weil das relativ abstrakt war. Und das hing dann also von den Professoren ab. Ich erinnere mich da an Friedrich Wilhelm Bosch, der so ein väterlicher Typ war. Aber wie ich später dann mitgekriegt habe...also ein krasser Rechter, ne. Aber da musste man ja erst mal Kriterien entwickeln. Wo fühlt man sich angezogen und wo eher abgestoßen. Typischer Tag, ja. Also wir haben dann gesagt, scherzhafter Weise, so eine kleine Gruppe: Also einen Schein haben wir sicher. Nämlich den großen Mensa-Schein. Also wenn man dann in der Mittagspause da hängengeblieben ist und sicherlich also auch durchaus vernünftig diskutiert, ob man sich weiterentwickelt, ne. Klar, Kriterien entwickelt. Und nachmittags: hin und wieder war da noch was. Also Sie sehen, ne, das war alles äußerst locker. Ich denke, viele haben das also viel verantwortungsvoller organisiert als ich.

• Ja, wenn Sie gerade von der Mensa sprechen. Würden Sie sagen, dass es da deutliche sowohl Verhaltensänderungen als auch Betriebsveränderungen gegeben hat? Und wenn ja, woran würden Sie das festmachen?

Also, ich erinnere mich, dass ich die Menschen, die mir da nicht bekannt waren, obwohl zum Anfang waren das nur ungefähr tausend Leute, ne. Ich weiß noch, meine Matrikelnummer war 11690, ne, weiß ich noch. Ich erinnere mich, dass ich dann irgendwann mit anderen zusammen mal die Menschen, die da so kamen und gingen ein bisschen genauer angesehen habe und wir sind zu dem Ergebnis gekommen. Sehr viele kranke Menschen dabei. Ich erinnere mich noch genau, dass wir zu dem Schluss gekommen sind. Die also nicht glücklich waren und irgendwie in sich gekehrt, offenbar nicht zufrieden mit ihrer Lebenssituation. Also, ich habe ja gesagt, dass ich also dann doch viel mit Menschen aus Studierenden aus dem Gebäude IA Kontakte hatte und da waren ja auch Psychologen dabei und in der Tat habe ich mich da angefreundet mit ein paar Psychologen und die haben dann immer gefragt, warum ich denn Jura studiere, ne. Und vor diesem Hintergrund haben wir auch eine gewisse Wachheit entwickelt für die Befindlichkeit von Menschen. Also, das war in der alten Mensa. Und, ob das so viel anders ist in der Neuen, kann ich nicht sagen.

• Also ich habe halt Zeitungsartikel gesehen, wo es immer darum ging, dass die alte Mensa mega überfüllt war. Und ich habe mich gefragt, ob die Studierenden damals die alte Mensa irgendwie wirklich so wahrgenommen haben, dass das alles „schnell, schnell, schnell“ gehen musste.

Ich glaube mehr unbewusst. Weil natürlich auch Leute dabei waren, die hatten einen viel wacheren Blick, weil sie vielleicht Architektur studiert haben oder so die Wechselwirkung auf die Psyche von den Leuten da untersucht haben. An sowas erinnere ich mich nicht.

• Erinnern Sie sich noch an den Weg, der quasi zwischen diesen beiden I-Gebäuden zu dieser – es gab ja so eine Art Übergangsforum – und zu diesem Übergangsforum habe ich jetzt nicht so richtig was finden können, was da eigentlich alles passiert ist. Das war total wirr.

Also zu meiner Zeit war das eine Liegewiese. Aber was ich unbedingt erzählen möchte ist, dass ich da mich mit zwei Kommilitonen angefreundet habe. Wir haben uns dann häufiger gesehen und dann immer per Sie. Ich war 20, die auch so in der Kehre, vielleicht ein bisschen jünger, ein bisschen älter. Und dann irgendwann haben wir gesagt: Also wir kennen uns jetzt schon so lange, dann können wir uns auch duzen. Ganz formell. Das hat sich Gott sei Dank so in der Studentenbewegung so völlig aufgelöst. Da ist eben das gemeinschaftliche Erleben, das gemeinschaftliche Betroffensein so in den Vordergrund gerückt, dass ein „Sie“ da einfach nicht mehr passte, ne. So interpretier ich das jedenfalls.

• Genau. Jetzt musste ich nämlich auch an ein Zitat denken von Fritz Eller, der gesagt hat: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat,

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“

Das stimmt ja nicht. Die „Dicke Inge“ gab es und dann gab es „Clochard“ kam, glaube ich, erst später. Dann gab es den „Backofen“. Aber es kann sein, dass es ganz zum Anfang die noch nicht gab.

- Ich glaube tatsächlich, ihm geht's auch um diese Gesamtentwicklung, dass die Universität ja als so eine Art Stadt in der Stadt konzipiert war und dass das nicht funktioniert hat. Weil heute ist es ja schon tendenziell so, dass die Studierenden eher pendeln und eigentlich zur Uni nur schnell fahren für ihre Seminare oder ihre Vorlesungen und eigentlich ihre Zeit gar nicht so da verbringen. Das war damals auch so?

Ja. Ich weiß nicht, wie der Prozentsatz war. Ich würde sagen 40 Prozent. Die, die hier im Studentenheim wohnen oder hier privat untergekommen sind, das waren die Kneipengänger dann abends, ne. Wie ich das heute teilweise erlebe, wie der Arbeitsdruck da ist ... ich glaube, ich habe Glück gehabt.

- Haben Sie auch den Wechsel mitgekriegt von der Mensa I zur Mensa II? Die Mensa I stand ja dann teilweise leer oder wurde zwischen-genutzt.

Ja, Bücherei.

- Da habe ich auch unterschiedliche Sachen gelesen von studentischer Besetzung. Haben Sie davon etwas mitbekommen? Dass das irgendwie so eine Autowerkstatt eine Zeit lang gewesen sein soll, eine autonome.

Kann ja nicht. Das passt ja gebäudemäßig gar nicht.

- Ich konnte es mir auch nicht so richtig vorstellen, wie das funktioniert haben soll.

Nein, das kann ich ausschließen. Aber was ich dann zunehmend oft benutzt habe, war die Baracke 8. Von der Uni aus gesehen waren hinter dieser alten Mensa noch zwei oder drei Baracken. Die waren einmal für den ASTA oder Vorstand hieß es ja damals der Studentenschaft. Und ich hatte mich dann auch ein bisschen politisiert. Und schon war ich dann zum Mitglied des Ältestenrats gewählt worden vom Studentenparlament. Ältestenrat, das war nach der Satzung damals ein Vorprüfungsgremium. Wenn es Streit gab, was die Auslegung der Satzung anbelangt, dann war ja das Verwaltungsgericht Gelsenkirchen zuständig. Aber es gibt einen § 68 in der Verwaltungsgerichtsordnung, demzufolge ein Widerspruchsverfahren vorher absolviert werden muss. Und dafür waren wir dann zuständig.

- Also ging's ja politisch an der Uni schon heiß her, kann man sagen.

Also ja, wer das wollte. Dann kamen da auch ganz obskure Organisationen, wo dann gesagt wurde, das ist an und für sich vom Verfassungsschutz so eine Provokationsorganisation. Dann gab's auch hin und wieder so völlig unbegründete Verdächtigungen, dass man da für die Gegenseite spitzelt oder sowas, ne. Also das war teilweise schon übel. Waren viele Demos dann auch, ne.

- Hat die RUB damals bereits sowas wie Freizeit- und Erholungsangebote gehabt? Und haben Sie welche genutzt?

Ist mir nicht bewusst.

- Eine Frage wäre, weil Sie jetzt eigentlich meinen, Sie könnten sich an keine Freizeit und Erholungsangebote erinnern, hätten Sie sich damals etwas gewünscht? Und wenn ja, was wäre das gewesen?

Für mich war Politik das Entscheidende. Und Erholung, ja, wir sind mal nach Holland gefahren so für ein paar Tage, ne. Aber ansonsten...

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Also ich meine auch tatsächlich eher also innerhalb der Uni, sagen wir mal, zwischen Vorlesung und Seminaren. Was haben Sie so in Ihren Freistunden gemacht? Oder gab's keine Freistunden?

Doch, natürlich. In die Mensa gegangen und dann Leute getroffen. Und dann die Flugblätter – gab's ganz viele Flugblätter – und also das schön analysiert: Wem nützt es, und wem schadet es? Was für eine Richtung ist das?

• Wenn Sie den Wechsel mitbekommen haben auch zu der neuen Mensa, können Sie sich an die Bierschwemme und die Kegelbahn erinnern?

Nur an die Bierschwemme, aber Kegelbahn, das fand ich blöd. Also ich war immer sehr auf Erkenntnisgewinne, also genauer, ich war immer derjenige, der noch ‚ne Frage hatte, ne. Also insgesamt wollte ich es so ein bisschen genauer wissen. Also eine Ebene weiter und das bringt einem natürlich auch Verstimmungen, das bringt einem keine Sympathien ein. Wenn man da an den Interessen von den Mitmenschen da vorbei fragt. Also Bierschwemme ja, und Kegelbahn... habe ich am Rande vielleicht es gibt sie, aber ich erinnere mich nicht konkret, nee.

• Aber die Bierschwemme haben Sie schon auch genutzt dann nach der Uni oder?

Also ganz selten.

• Aber wenn Sie sich daran erinnern, welche Klientel war da?

Vage erinnere ich mich, dass da so die Streber drin waren. Außerdem war das alles betoniert, ne. Und irgendwann ist ja auch Schluss. Dann mochte man das nicht mehr. Nicht bewusst wahrgenommen. Also das war nur in der Rückschau, nee, das war dann also auch unangenehm, diese Betonwände und so.

• Also so grundsätzlich meinen Sie an der Uni diese Betonwände überall?

Nee, speziell da. Also in diesem großen Raum von der neuen Mensa, völlig in Ordnung.

• Ich habe noch etwas gefunden nämlich zu diesem Umbau über die neue Mensa, die dann gebaut werden sollte. In einem Bericht des Staatshochbauamtes über die Vorplanungen. Und die hatten da gefordert: „Ein ungegliederter großer Saal mit langen Tischen. Gemütliche Ecken nicht erforderlich, da sowieso Massenbetrieb. Kurzer Aufenthalt der Studenten erwünscht, gute Reinigung erwünscht.“ Würden Sie das als die Aufgabe der Mensa betrachten?

Das ist gut nachvollziehbar. Es soll doch nicht einladend sein da sich in Ecken die Zeit zu vertreiben. Also ich bin da, was mein eigenes Verhalten angeht auch sehr kritisch, ne. Nur, wenn in der Nähe keine ähnlichen gemütlichen Ecken sind, also keine Cafés oder sowas, dann müsste vom AKAFÖ dann also auch entsprechende Angebote gemacht werden. Ob das nun unbedingt in der Mensa sein muss, dass finde ich eigentlich nicht.

• Also, das sehe ich auch gar nicht so. Meine Frage ist einfach nur so darauf abzielend, wie sie jetzt z. B. meinten, Sie haben die Mensa I ja schon so ein bisschen als einen Sozialraum genutzt, wenn Sie mit den Leuten da länger saßen.

Haben wir damals gemacht, aber da waren die Verhältnisse auch ganz anders. Da war der Leistungsdruck doch deutlich geringer.

• Wenn Sie aus Hamburg kommen, Sie meinten eben, Sie haben sich bewusst für eine Reform-Uni entschieden. Was war das, was Sie da besonders gereizt hat?

Ja, erstmal die andere Struktur. Es gab ja keine Fakultäten, sondern Abteilungen. Und dann als zweites die zahlenmäßigen Verhältnisse zwischen Professor und Studenten, da sehr günstig zu sein schienen. Aber nicht in den Massenfächern, Jura und so. Das wusste ich dann erst später. Also, das hat sich dann nicht bewahrt.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Dr. rer. medic. Hans-Jörg Lütgerhorst
Psychologie

ab SS 1966 bis 1974

Wann ich begonnen habe? 1966, das war das zweite Semester, als erstes nach dem sogenannten Ur-Semester 1965/66. Im Sommersemester 66 habe ich mich eingeschrieben und bis 1974 studiert, ich habe also ganz lange studiert - oder auch eigentlich nicht.

• Für welche Fächer haben Sie sich damals eingeschrieben?

Nur für die Psychologie, und es läuft hinaus auf, da habe ich gar nicht genau nachgezählt, so 17 bis 18 Semester.

• Woher kamen Sie bzw. wie sind Sie angereist?

Da hatte ich ein Zimmer in Witten und abwechselnd das Auto meiner Mutter oder ein Moped. Also, ich kam aus Oberhausen, bin in Duisburg geboren, aber in Oberhausen zur Schule gegangen. Deswegen bin ich häufig nach Oberhausen gefahren, aber meine Mutter hatte mir das Auto zur Verfügung gestellt, bis ich selbst eines hatte.

• Sie wussten aber von der Möglichkeit in einem Studentenwohnheim zu wohnen?

Sicher.

• Warum haben Sie das nicht gemacht?

Also das ist mir gar nicht mehr so sehr bewusst, ich glaube, ich hätte mich da zu sehr an die Usancen dort anpassen müssen. Ich hab' natürlich viele Kommilitonen gehabt, die im Studentenwohnheim gewohnt haben und das war zum Teil ganz schön, aber nicht so richtig mein Ding. Ich hatte mir ein Zimmer gemietet in Witten, und später habe ich auf einem Bauernhof jenseits vom Lottental gewohnt. Da können Sie heute von der Uni aus zum Lottental runter gucken, und auf der anderen Seite ist ein Bauernhof, da habe ich vier Jahre gewohnt. Und dann noch in einer Wohngemeinschaft oder Kommune.

• Wie sah so ein normaler Alltag bei Ihnen an der Uni aus?

(Lacht) Ja also, das was ich erinnere ist, es gab Vorlesungen und sehr früh auch schon Seminare. Wobei ich gar nicht mehr weiß, wann die Vorlesungen waren, ob vormittags und die Seminare dann nachmittags. Und den eigentlichen Unterschied zwischen Übung und Seminaren habe ich nie so richtig verstanden – heute sagt man ja Workshop. Und ich glaube man unterschied zwischen Übung und Seminar, weil in der Übung wirklich etwas geübt, oder eingeübt werden sollte. Aber diese Begriffe decken nicht immer das ab, was auch der Inhalt ist. Gegessen habe ich in der Mensa mittags. Und ich weiß nicht, es gab auch nicht an jedem Tag Lehrveranstaltungen. An manchen Tagen drei nacheinander oder vormittags welche, dann nachmittags und an anderen Tagen gar nichts.

• Da sind Sie dann trotzdem zur Uni gefahren wahrscheinlich?

Ich bin mit dem Auto gefahren, und später, als ich im Lottental wohnte, bin ich zum Teil zu Fuß gegangen, weil das ein bisschen kompliziert ist, es geht nicht geradeaus durch, man muss mehrfach im Zick-Zack gehen.

• Aber würden Sie dann sagen, dass es wie ein normaler Arbeitstag war, vom Umfang her?

Nein, das war weniger. Aber gut, wenn Sie die Vorbereitung - damals war ich noch fleißig - mit einrechnen... auch dann kein voller Arbeitstag, nein.

• Haben Sie damals Freizeit oder Erholungsangebote genutzt?

Ja, wir haben Fußball gespielt. Und ich war mit einer Kommilitonin zusammen - eigentlich nur wegen ihr - war ich auf so einem Reiterhof im Hammertal?, südlich von Witten. Und Kino, ganz viel Kino. Und damals gab es noch die, ich weiß gar nicht mehr wie das hieß, das studentische Kino, wo dann in bestimmten Abständen so alle 14 Tage ein guter Film gezeigt wurde. Aber auch die lokalen Kinos, später gab es das sogenannte Cinema im UniCenter, was leider geschlossen ist, was man heute als

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Programmkino bezeichnen würde, also gehobene Filmklasse, nicht diese amerikanischen Scheiß-Schinken, die da laufen. Ja, ich habe im ersten Semester 1966, da war sone Aufbruchstimmung, Interesse und „Was gibt es neues?“ und: „Wie kann ich die Welt entdecken?“, und wir musste ja Zoologie machen als Nebenfach, und es gab für eine Expedition der Zoologen nicht genügend Zoologie-, oder Biologie-Studenten, so dass die Psychologen auch eingeladen worden. Und da haben wir eine Riesen-Expedition nach Süd-Sizilien gemacht mir Sauerstoffgerät, Zelten und sonstigem Tauchmaterial, und meine Aufgabe war, die Schnecken zu bestimmen, die da auf dem Meeresgrund sind. Ich hab' kein Tauchgerät benutzt, bin da selber 3-4 Meter getaucht, habe die Schnecken gesammelt und systematisiert. Das hat mir in der Prüfung aber nicht geholfen, da habe ich nur eine drei bekommen in der Zoologie-Prüfung (lacht). Also, das war schon eine Aufbruchstimmung; was Neues, die Welt entdecken, und bisher war die Welt relativ begrenzt gewesen in der Schulzeit :Gut, ich hab' schon mal auch als Jugendlischer alleine Tramp-Touren unternommen mit 17/18, ich frag' mich heute wie meine Mutter das zugelassen hat, aber ich hab' mich einfach durchgesetzt. Bis Finnland getrampt. Und dieser Abenteuergeist trieb mich auch just zu dieser Expedition. Und das war natürlich auch eine Freizeitbeschäftigung in den Semesterferien. Das fing dann auch an mit politischen Diskussionen: Es war 1966, noch im

ersten Semester, hab' ich an der ersten Vietnam-Demonstration in Frankfurt teilgenommen. Zusammen mit einem Redakteur, der in der damaligen Studentenzeitung, ich weiß noch wie der hieß, Raoul Hübner, aber wie die (Zeitschrift) hieß, weiß ich nicht mehr. Aber in Frankfurt habe ich dann zum ersten Mal Polizeigewalt erlebt, wie ein Motorradpolizist einer Studentin zwischen die Beine fuhr...

• **Kurze Zwischenfrage: ich fand das mit diesem Kino recht spannend; wo war dieses Kino damals?**

HZO 10, 5, oder 20? Das weiß ich nicht mehr, aber irgendein HZO.

• **Nächste Frage: hätten Sie sich mehr Freizeitangebote gewünscht von der Uni?**

Nein. Da hatte ich selbst Ideen und wurde auch animiert durch Kommilitonen, gemeinsam was zu unternehmen, sodass ich keine vorgefertigten Angebote mehr zusätzlich brauchte.

• **Kannten Sie noch die Bierschwemme oder die Kegelbahn?**

An die Kegelbahn kann ich mich nicht erinnern, aber die Bierschwemme schon, ja. Obwohl ich nie viel Alkohol getrunken hab. Ja, und es gab einige Kneipen, was war denn das ... „Ruhrpub“ die Kneipe, da wo jetzt der Uni-Kindergarten ist. Und die alte Mensa, da gab es eine Kneipe dahinter und die hieß „RUB-Pub“. Und ich selbst fuhr häufiger nach Dortmund, da gab es so ein Szene-Lokal. „Oma Püsch“ hieß das, wo auch die Kiffer verkehrten.

• **Da Sie gerade die Kneipe im Übergangsforum erwähnen: ich habe dazu auch gelesen, dass in diesem Übergangsforum zwischenzeitlich irgendwelche studentischen Besetzungen der Gebäude und so was waren. Auch gerade um die 70er herum. Haben Sie davon irgendwas mitbekommen?**

Nein, ich kann mich nicht erinnern, aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass es Besetzungen gegeben hat. Aber ich habe es nie persönlich erlebt, nein.

• **Was haben Sie denn in den Freistunden gemacht?**

Mich mit Frauen abgegeben, mit Kommilitonen. In den nicht obligatorischen Veranstaltungen des Psychologischen Instituts haben wir uns auch in Zirkeln zusammengesetzt und, ich weiß gar nicht mehr, wie wir uns nannten. „Kritische Psychologen“ und so was. Und haben da überwiegend aus marxistischen Theorien irgendwelche Ableitungen getroffen, die Direktiven darstellen sollten für die Veränderungen der

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Studieninhalte. Aber es gab schon einige Dozenten, die interessiert waren, die das auch zuließen, dass so was eingebracht wurde. Also, dass da die Professoren total unliberal und intolerant waren, würde ich nicht sagen. Selbst der Rektor, der CDU-Mann, der später sächsischer Ministerpräsident war, war erstaunlich tolerant gegenüber studentischen Protestbewegungen, Sit-In's und so was. Erstaunlich, würde man heute nicht glauben, dass es so was gab. Es gab natürlich auch das Gegenteil, wie der faschistische (Johannes) Papalekas, dieses Arschloch, der war griechischer Soziologe, der - wie ich vor fünf Jahren von einem anderen ehemaligen Soziologie-Professor erfahren habe - dann Hitler-Lieder mit einem kleinen Kreis von Studenten sang. Ich hab' es damals nicht mitgekriegt, abstruse Dinge gab es. Wir haben abends häufig zusammengesessen, diskutiert und natürlich auch Blödsinn gemacht. Was ich im Nachhinein bedauere ist, dass ich zu wenig Sport gemacht habe. Ich weiß auch gar nicht mehr, ob es Angebote gab – obwohl, viel später in den 70er Jahren bin ich mal zufällig an den Hochschulsport geraten, und bin mit denen sogar in Israel gewesen. Aber da war ich nur als Ersatzmann eines Mitglieds des Hochschulsports. Ein Assistent, der nicht mehr konnte, hat er mir einen Platz zur Verfügung gestellt. Also Sport hätte ich mehr machen sollen.

• Wo sind Sie Essen gegangen?

Erstmal in der Mensa. Dann hab' ich

mir - ich hatte keinen Kühlschrank auf dem Bauernhof – etwas, was nicht so leicht verdirbt, also Konserven zurecht gelegt als Notration. Da hab' ich mich auch dran gütlich getan. Meine Freundin, wir waren später verlobt, von 1966 bis 1970 ging diese Beziehung, die hat manchmal gekocht, und dann haben wir zusammen gegessen. Ich kann mich auch erinnern, dass ich im ersten Semester in Witten bei einer Ärztin war, die sagte „Sie sollten nicht so viele Pommes essen! Dann haben Sie keine Magenbeschwerden.“. Wenn ich dann mal mit dem Bus fuhr oder mit dem Moped hab' ich an der Pommesbude gehalten und mir irgendwas reingezogen und hatte Riesen-Magenbeschwerden. Also das auch, Imbisse gab es ja auch schon. Also: Freundin, Mensa, manchmal selbst was zurecht gemacht, oder Imbisse / Pommesbuden.

• Hatten Sie auch einen Lieblingsort an der Uni?

Ja, das waren schon offene Räumlichkeiten, also Gänge innerhalb des Psychologischen Instituts, wo dann Aushänge waren und auch Sitzgelegenheiten, sodass man sich da hinsetzen konnte und diskutieren konnte. Und auch Kneipen, wie dieser RUB-Pub hinter der alten Mensa damals. Da konnte man die Sau rauslassen, aber haben wir eigentlich gar nicht, nein. In der Mensa haben wir auch schon manchmal länger gegessen, vor allem, wenn die anderen schon gingen, und haben da noch weiter diskutiert, aber überwiegend im Psychologischen Institut.

• Die nächste Frage ist: Waren Sie politisch oder anderweitig an der Uni engagiert?

Ja, ich war im sozialdemokratischen Hochschulbund engagiert. Das war so: der eigentliche sozialdemokratische Studentenbund war der SDS, davon hat sich die Partei getrennt. Dann gab es die Neugründung des sozialdemokratischen Hochschulbundes, da war ich drin. Die waren nicht ganz so radikal, also Rudi Dutschke war natürlich ein SDS-Mann. Der SHB war etwas moderater, da war ich drin und dann gab es natürlich Abspaltungen, so wie das damals war. Da gab es das On-dit, die Sage: Aussagen über studentische Vereinigungen, die zutreffen kann man nur unter Hinzufügung der Uhrzeit machen, wegen des Spaltpilzes: es gab ständig Abspaltungen und Neugründungen. Bei minimalen Differenzen bildete sich eine neue Gruppe, und da war ich dann in so einer Abspaltung vom SHB, das war die ABS (Aktion Bochumer Studenten) und saß dann für die Fachschaft - ich war stellvertretender Fachschaftssprecher für die Psychologie – im Studentenparlament. Wir haben in der Fachschaft viel gemacht, damals gab es relativ tolerante Diskussions-Gruppen mit den Professoren darüber, wie man einen Numerus-Clausus einführt, denn diese Schwemme an Studenten war mit dem Personal nicht zu bewältigen, wir haben als Studenten immerhin durchgedrückt, dass es soziale Klauseln gab, das also nicht nur nach den sogenannten Schulnoten, sondern auch nach sozialer Bedürftigkeit ging.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Da haben wir dann Quoten ausgehandelt. Das habe ich lange Zeit gemacht, ja.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant, als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt (ich zitiere): „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Ja, im Wesentlichen ist das richtig. Es gab zwei Kneipen in Querenburg, wo auch überwiegend Studenten waren – und an der Uni-Straße, jetzt erinnere ich mich. Da gab es eine Kneipe, in dem Dreieck, das gebildet wird durch die Markstraße und die Uni-Straße, wenn man von Norden kommt und nach Süden zur Uni hinfährt. Das war auch eine typische Bochumer Kneipe, die von zwei alten Schwestern, die auch schon ein bisschen tüddelig waren, betrieben wurde, und da machten wir uns natürlich den Spaß da hinzugehen und da unser Bier zu trinken. Und der Grunewald, da auf der Markstraße, wo jetzt der Aldi ist. Da gab es das Grunewald bis vor einem Jahr, das war auch eine typische Studentenkei- neipe - obwohl das ist ein bisschen zu scharf ausgedrückt, wer das sagt. Es gab RUB-Pub, es gab zwei Kneipen direkt in Querenburg und dann den

Grunewald – ich weiß gar nicht, welcher Stadtteil das ist. Also ich würde sagen vier Kneipen gab es schon.

• Es gibt ja auch diese Theorie, dass sich die Ruhr-Uni zu einer Pendler-Universität entwickelt hat und, dass deswegen das studentische Leben auf dem Campus nicht stattfinden konnte.

Ja, absolut, so ist es auch. Diejenigen, die sich dann abends trafen, das waren die, die auch hier wohnten, und auch einige, die tatsächlich das Elternhaus in Bochum hatten, die trafen sich natürlich auch. Aber nicht diejenigen, die zurückfahren ins Sauerland oder nach Düsseldorf oder so, die waren dann weg. Also, das ist im Prinzip richtig, ja. Durch diese Pendler-Geschichte war das studentische Leben etwas verarmt und deutlich weniger ausgeprägt, als in anderen typischen Universitätsstädten. Das hat natürlich auch Vorteile, ich meine, die Möglichkeit Zuhause wohnen zu können, das war ja auch ein Grundgedanke der Gründung, dass Bildungsreserven abgeschöpft werden, im Sinne der Ökonomie gedacht oder im sozial-politischen Sinne, dass die Arbeiterschaft dann auch die Möglichkeiten hatte, ihre Kinder an die Uni zu schicken. Ich denke auch, dass der Anteil der Arbeiterkinder – ich bin selbst eines – an der Uni höher war, als an anderswo. Also, da ist schon was dran gewesen an dem Grundgedanken, aber man hat zu wenig für studentisches Leben gesorgt, insofern hat er (Eller) wiederum recht, das ist so. Und dann gab's ja noch die Riesen-Diskussion mit den Suiziden.

• Würden Sie sagen, dass die Architektur das beeinflusst hat? Das behaupten ja viele, dass diese „Betonklötze“ einen in den Selbstmord treiben.

Nein, das würde ich nicht sagen. Es ist versäumt worden, am Campus für ein studentisches Leben zu sorgen. Die Gebäude an sich, kann ich mir nicht vorstellen, dass die es sind – nein, es fehlt etwas zusätzlich zu den Gebäuden. Und die Gebäude hat man ja auch aus ökonomischen Gründen auch so gemacht, soweit mir das geläufig ist, nämlich mit Fertigbauteilen. So ging es schnell, und es hatte ja auch finanzielle Gründe. Nein, es fehlte etwas inmitten der Uni oder vielmehr an der Uni dran. Es kam dann allmählich, dass sich Gruppen bildeten in den verschiedenen Studentenheimen, und da was angeboten wurde, unter anderem von der evangelischen Studentengemeinde. Aber etwas Zentrales fehlte. Mich störte es nicht so sehr, weil ich meine persönlichen Kontakte hatte, aber ich kriegte es natürlich mit, was da bei vielen Studenten psychologisch los war.

• Die letzte Frage: haben Sie auch an einer anderen Uni studiert?

Nein.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Aber Sie kennen andere Unis?

Ja.

• Unterscheidet sich das studentische Leben dort sehr von dem in Bochum?

Ja, ich würde sagen. Na gut, ich habe 1974 mein Examen gemacht, wie es jetzt ist, weiß ich nicht. Aber zur damaligen Zeit würde ich sagen ja, in der Tat. Da mag es damals schon Ausnahmen davon gegeben haben, vielleicht kleineren Unis, die auf dem Campus außerhalb der Stadt waren, sicher. Aber Bochum war das Paradebeispiel für eine Campus-Uni außerhalb der Stadt, und es gab natürlich erhebliche Kontraste zu anderen Unis. Das war damals natürlich auch bequem für mich: die Eltern in Oberhausen, ich konnte mal schnell meine Wäsche nach Hause bringen, und Mama hat die Wäsche gewaschen. Später war ich hier in Bochum integriert, ich habe da hinter der Uni gewohnt und dann in einer Wohngemeinschaft oder Kommune, sodass die Fahrten nach Oberhausen zu den Eltern immer seltener wurden. Ich würde nicht sagen, dass ich affiziert war von der angeblichen Menschenfeindlichkeit der Uni. Und um nochmal auf die Frage zurückzukommen: Also, ich würde nicht sagen, dass die Architektur der Uni-Gebäude an sich Vereinsamung, Isolierung und letztlich Suizide gefördert hat, sondern das Fehlen von Uni-Gebäude-nahen Einrichtungen für studentisches Leben. Da müsste man mal jetzt mit einem

Architekten mal drüber sprechen, ob es denn überhaupt möglich gewesen wäre, solche Einrichtungen in dieser Form der Architektur mit vorzusehen.

• Die ursprüngliche Idee der Architekten, war ja die Reformuniversität. Und die Planer dachten, dass man die Institutsgebäude da „hinklatscht“ und, dass die Studenten sich von selber über den Weg laufen und anfangen miteinander zu reden. Das war ja diese Idealvorstellung, die die damals hatten.

Ja, das ist ja auch passiert, aber viel zu wenig. Natürlich ist es geschehen, dass man miteinander sprach, oder sich mal in eine Vorlesung in einer anderen Fakultät setzte. Es ist geschehen, aber strukturell fehlte was.

Friedhelm Nickolmann

Sozialwissenschaften und Pädagogik

1967-1973

• Woher kommen Sie und wie sind Sie damals angereist zur RUB?

Wohnhaft in Wuppertal, dann nach Bochum gekommen, gesucht und ziemlich bald zusammen mit einem Freund zwei Zimmer in Bochum gefunden.

• Gab es damals schon die Möglichkeit, im studentischen Wohnheim direkt an der Uni zu wohnen?

Ja, aber es gab sehr wenige Wohnheime, die Plätze waren sehr knapp und die Warteliste sehr lang. Deswegen haben wir dann gleich Privatzimmer über eine Anzeige gefunden.

• Wie sah damals ein Tag an der RUB bei Ihnen aus?

Schwierig zu sagen. Natürlich ging eine Reihe von Veranstaltungen, meistens haben wir versucht, nicht mehr als drei Veranstaltungen pro Tag hinzukriegen. Dann eben in der Bibliothek, in der Mensa und wenn einen halben Tag mal frei war, dann sind wir gemeinsam schwimmen gegangen oder haben kleinere Ausflüge gemacht.

• Wie lange hat sich der Tag von den Uhrzeiten her erstreckt?

Schwer zu sagen. Es war unterschiedlich. Es ging morgens manchmal um acht Uhr

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

los und hörte abends um zwanzig Uhr auf. War aber nicht jeden eine Veranstaltung bis zwanzig Uhr. Da waren dann vier Veranstaltungen von jeweils zwei Stunden mit Pausen zwischendrin. Andere Tage an der Uni, die waren dann mittags zu Ende oder fingen erst mittags an.

• Was haben Sie damals in den Freistunden gemacht?

Entweder in der Cafeteria gesessen oder in die Bibliothek gegangen und ein bisschen gelesen. Also, nicht irgendwelche großen Aktivitäten.

• Haben Sie damals Freizeit- und Erholungsangebote der RUB genutzt, und wenn ja, welche?

Es gab kaum welche. Das war alles im Aufbau. Von daher haben wir die nicht genutzt. Wir haben selbst Freizeitangebote gestaltet.

• Hätten Sie sich damals andere Angebote gewünscht?

Sowas wie Treffpunkte, aber ansonsten nicht viel, weil wir mehr auf Studieren ausgerichtet waren. Eine kleine grüne Ecke oder ein Park, aber das war ja auf der Baustelle der RUB nicht möglich.

• 1973 haben Sie aufgehört zu studieren?

Ja.

• Gab es da schon die Mensa zwei?

Nein, das war alles der Block gegenüber der jetzigen Hochschule.

• Wo sind Sie damals essen gegangen?

Entweder in der Mensa oder wir haben uns zu Hause auf dem Elektrokoher was zubereitet, oder wir sind ab und zu in eine Gaststätte in Bochum selbst gegangen. In der Regel aber in der Mensa oder selbst.

• Haben Sie viel Zeit in der Mensa verbracht?

Das war sehr voll. Man musste genau abpassen, wann man hinging. In der Mensa haben wir eigentlich nicht viel Zeit verbracht. Das war zu ungemütlich dafür. Kein Vergleich mit der jetzigen Mensa.

• Hatten Sie damals einen Lieblingssort an der RUB?

Nein. Es gab nicht so viele Orte. Ein Lieblingssort: Nein.

• Waren Sie politisch oder anderweitig an der Uni engagiert?

Ja. In der politischen Hochschulgruppe und später im Studentenparlament als Präsident des Studentenparlaments. Für ein Jahr etwa. Das Engagement in der Hochschulgruppe lief über die ganze Zeit.

• Hat das politische Engagement eine große Rolle gespielt damals?

Für einen Teil der Studierenden, und zwar diejenigen, die in Bochum wohnten. Den Begriff Pendler-Uni hat ja die RUB nicht umsonst bekommen, weil sehr viele aus dem Ruhrgebiet morgens anreisten und abends nach Hause fuhren. Weil auch die Wohnangebote nicht so zahlreich waren, und weil es billiger war zu Hause zu wohnen. Die waren weniger politisch interessiert. Es war eine kleine Gruppe, die politisch aktiv waren. Aber dann war natürlich klar, die 68er Zeit. Da war ja doch heftigeres politisches Engagement von einzelnen Gruppen und insbesondere in der damaligen Abteilung für Sozialwissenschaften.

• Es gibt einen Bericht des Staatshochbauamtes über die Vorplanungen. Da wurde damals für die Mensa folgendes gefordert: „Ein ungegliederter großer Saal mit langen Tischen. Gemütliche Ecken nicht erforderlich, da sowieso Massenbetrieb. Kurzer Aufenthalt der Studenten erwünscht, gute Reinigung erwünscht.“ Würden Sie das als die Aufgabe der Mensa betrachten, also nicht als Sozialraum, sondern als eine Art Abfütterungsmaschine?

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Aus der Sicht des Betreibers natürlich, aber nicht aus der Sicht der Studierenden.

• Wie wäre es denn aus der Sicht der Studierenden?

Ja, dass man die gemütlicheren Ecken hätte oder dass man ein paar ruhigere Möglichkeiten hätte sich zusammenzusetzen.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte, also als so eine Art Stadt innerhalb der Stadt. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Zumindest teilweise. In den Anfangsjahren gab es keine speziellen Studentenkneipen, es gab in der weiteren Umgebung diese Bergmannskneipen. Es gab Studentenwohnheime, wo sich dann Kellerbars entwickelten unter studentischer Regie. Die zwar nicht jeden Tag, aber am Wochenende oder Freitagabends geöffnet waren und wo man sich treffen konnte. Ein sehr wichtiger Punkt waren auch die Feten – entweder Sommerfeten oder Karnevalsfeten oder ähnliches –, die in den einzelnen Studentenheimen

veranstaltet wurden. Sonst war in Bochum zu der Zeit relativ wenig los für Studierende.

• Haben Sie auch an anderen Orten studiert?

Nur an der RUB.

• Warum haben Sie sich für die RUB entschieden?

Weil das Studienangebot in den Sozialwissenschaften damals neuartig war. Zumindest in der ursprünglich beworbenen, aber nicht realisierten Form, dass verschiedene Fachbereiche zusammengeführt wurden und so ein ganzheitlicher Überblick über den Bereich der Sozialwissenschaften versucht wurde.

Burghard Schneider

Sozialwissenschaften und später Rechtswissenschaften

1966 – WS 1974 / 75

• Woher kommen Sie und wie sind Sie damals angereist?

Da kam ich aus Köln. Damals haben mich meine Eltern nach Bochum gebracht mit dem Auto.

• Sie sind dann auch jeden Tag abgeholt worden?

Nein. Ich habe ein Zimmer gehabt: eine Studentenbude in Wattenscheid. Und dann bin ich da mit der Straßenbahn oder mit dem Bus gefahren in Bochum.

• Es gab ja die Möglichkeit im Studentischen Wohnheim zu wohnen...

Ja das war später. Die Plätze waren sehr begehrt. Es gab lange Wartelisten und von Wattenscheid bin ich dann nach Witten Bormann. Da hatte ich auch eine Bude und dann im staatlichen Studentenwohnheim, in der Laeholzstraße hieß das glaube ich.

• Wie sah ein typischer Alltag an der RUB für Sie aus?

Ganz am Anfang ging man in die Vorlesung, machte seine Seminare und so weiter.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Ich habe dann angefangen mich in der Studentenpolitik zu engagieren und hab' mich sogar ein Semester beurlauben lassen, um nur noch Studentenpolitik zu betreiben. Da sahen die Tage natürlich völlig anders aus.

• **Wie lange ging so ein Tag während des normalen Studiums?**

Ich weiß nicht, wann die Vorlesungen damals losgingen, aber acht Uhr bestimmt nicht, vielleicht neun oder so. Nachmittags waren noch Seminare und das war's dann. Abends haben wir in Kneipen zugebracht.

• **Haben Sie Freizeit oder Erholungsangebote der RUB genutzt, und wenn ja, welche?**

Nein.

• **Hätten Sie sich andere Angebote gewünscht?**

Ich weiß überhaupt nicht, ob es damals welche gab. Kann ich nicht sagen. Aber ich habe auch nichts vermisst.

• **Nach Ihren Studienzeiten müssten Sie sowohl die Mensa eins als auch die Mensa zwei mitbekommen haben.**

Die Mensa eins. Wenn es die Mensa zwei zu dieser Zeit gegeben haben sollte, war ich da nicht mehr.

• **Was haben Sie in ihren Freistunden gemacht?**

Wie gesagt: abends hat man in den Kneipen zugebracht, hat Skat gespielt, hat Doppelkopf gespielt. Man hat sich mit Leuten getroffen. Man hat diskutiert. Studentenpolitik gemacht. Ich war Vorsitzender vom ersten gewählten Studentenparlament. Oder man ist privat unterwegs gewesen und so weiter. Also ganz normal.

• **Wo sind Sie essen gegangen?**

Mittags in der Mensa.

• **War die Mensa eher überfüllt, schnell essen und dann raus, oder hat man da auch mal gegessen?**

Nein. Sie müssen sich vorstellen: Sommersemester 1966. Das war das zweite Semester der Uni überhaupt. Da waren gerade 800 Studenten da. 800 Studenten von allen Fachrichtungen, die damals angeboten wurden. Es standen ja auch nur zwei Gebäude. Da lernte man Tod und Teufel kennen, auch aus völlig anderen Fachrichtungen, von denen man noch was gehört hatte. Es war sehr schön, sehr viele Menschen unterschiedlicher Provenienz kennenzulernen. Ja, das hat auch den Horizont erweitert. Deswegen: Die Mensa war nie voll. Kann ich mich nicht erinnern.

• **Man hat auch länger dort gegessen?**

Ja, klar.

• **Hatten Sie einen Lieblingsort an der RUB?**

Es gab damals ja nicht viel. Es war auf der grünen Wiese und da standen die beiden Gebäude, da war die Mensa und ansonsten nutze man das Bochumer Umfeld, was seit Jahrzehnten gewachsen war in Querenburg. Man ging mal in die Kneipe dann in eine andere Kneipe, traf sich mit anderen unten im Tal, Lottental glaube ich. Das waren die Orte, wo wir die meiste Zeit verbracht haben.

• **Es gibt in einem Bericht des Staatshochbauamtes über die Vorplanungen. Da wurde damals für die Mensa folgendes gefordert: „Ein ungegliederter großer Saal mit langen Tischen. Gemütliche Ecken nicht erforderlich, da sowieso Massenbetrieb. Kurzer Aufenthalt der Studenten erwünscht, gute Reinigung erwünscht.“ Würden Sie das als die Aufgabe der Mensa betrachten, also nicht als Sozialraum, sondern als eine Art Abfütterungsmaschine?**

Eigentlich nicht. Also wenn es rund um eine Universität nichts gibt außer einer Mensa, dann ist die Mensa auch ein Raum oder ein Gebäude, in dem man sich sehr häufig

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

aufhält. Da muss es natürlich außer ein Paar Esstischen, Stühlen und Ungemütlichkeit auch das Gegenteil geben. Da gabs noch die Baracken von der studentischen Selbstverwaltung. Da haben wir uns auch aufgehalten und gearbeitet.

• Können Sie sich erinnern, was dort alles drin war?

Drin war das Studentenwerk und der Asta. Ich glaube später gab es sogar einen Kindergarten da. Dann hatten auch die studentischen Vertreter ihre Räume da. Es war eigentlich ein Komplex für die studentische Selbstverwaltung.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte, also als so eine Art Stadt innerhalb der Stadt. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Es gab die ganze Zeit Kneipen drumherum. In Querenburg selbst. Das waren alteingesessene Kneipen, die seit zig Jahren da existierten. Es gab auch Geschäfte damals in Querenburg, wo man einkaufen konnte. Nicht im Unikomplex, sondern in Querenburg

selbst. Also es gab schon im Umfeld dieser als Campusuniversität geplanten Geschichte Einrichtungen, in denen man sich aufhalten konnte. So schlimm war es nicht. Würde ich Fritz Eller insoweit nicht zustimmen.

• Würden Sie sagen, dass es ein Campusleben gab?

Es war natürlich eine Pendleruniversität. Die überwiegende Mehrzahl der Studenten ist jeden Tag mit dem Auto oder wie auch immer angereist und dann wieder abends nach Hause. Diese Leute die haben am studentischen Leben wenig eine Rolle gespielt. Die sind nach Hause gefahren und haben dort ihr Leben verbracht. Das universitäre Leben hat sich unter denjenigen abgespielt, die keine Pendler waren, sondern im Umfeld der Universität irgendwo gewohnt haben.

• Haben Sie an einem anderen Ort studiert?

Nein.

• Warum haben Sie sich damals für Bochum entschieden?

Ich wollte ursprünglich Politologie studieren. Das gab es damals in Berlin unter anderem an der FU. Aber es begann dann die dortige Studentenschaft sich zu politisieren, das war der Beginn der 68er Bewegung. Da haben meine Eltern gesagt: Da studierst du nicht! Dann habe ich diese neue Universität gefunden, die neu gegründet wurde. Da wurde der Studiengang der Sozialwissenschaften angeboten, ich glaube den gibt es heute gar nicht mehr, das endete mit einem Diplom als Sozialwissenschaftler. Dieses Studium enthielt alles, was man sich vorstellen kann. Ob das Politologie, Soziologie, Sozialpsychologie, Sozial und Wirtschaftsgeschichte, Statistik, öffentliches Recht und so weiter. Das war also ein ganz breit angelegtes Studium und von allem hatte man ein gesundes Halbwissen.

• Hat die sogenannte triste Betonarchitektur das studentische Leben beeinträchtigt?

Ja, die war auch trist. Damals hieß es, dass Bochum die Uni mit höchsten Selbstmordrate ist. Ich weiß aber nicht, ob das stimmt. Ja, es war schon trist, wenn ich die langen Gänge denke mit den Plastikwänden. Es war nicht einheimisch. Es war halt der Ort an den man hinging, wenn man zur Bibliothek wollte oder so. Ansonsten hat man die Gebäude gemieden.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Hendrik Bussiek

Sozialwissenschaften 1965-6

• **Woher kamen Sie bzw. wie sind Sie zur Uni gekommen?**

Ich habe vorher in Münster studiert, und dann wurde die neue Uni aufgemacht und von der Landesstudentenschaft wurde gesagt, dass die Landesstudentenschaft den Asta dort aufbauen sollte. Und weil ich in Münster auch im Asta war, bin ich dann nach Bochum übersiedelt, vor allen Dingen, um eben zu helfen den Asta aufzubauen, die Studentenselbstverwaltung und um dort Sozialwissenschaften zu studieren.

• **Haben Sie dann in Bochum gelebt?**

Ja, in der Gegend bei Querenburg.

• **Sind Sie dann zu Fuß zur Uni gegangen?**

Nein, meistens mit dem Auto.

• **Wussten Sie von der Möglichkeit im studentischen Wohnheim direkt an der Uni zu wohnen?**

Die Wohnheime gab es damals noch gar nicht, die wurden noch gebaut in der Laerholzstraße. Die gab es noch gar nicht.

• **Wie sieht Ihr Alltag an einem Tag an der RUB aus?**

Also, ich habe mich eigentlich vor allen Dingen mit der Studentenselbstver-

waltung betätigt. Ich muss ehrlich sagen, studiert habe ich nur nebenbei und habe also die Sozialwissenschaften in der Praxis erprobt in der Studentenselbstverwaltung als Hochschulreferent und Mitglied des akademischen Senates und solche Geschichten. Also ich war im Asta-Gebäude, das war damals eine Baracke hinter der Mensa, und dann bin ich ab und zu Seminaren gegangen. Zur Mensa bin ich nicht gegangen, weil das Essen mir zu schlecht vorkam.

• **Sie reden wahrscheinlich von der Mensa I?**

Es gab nur ein Mensagebäude, ich weiß nicht, ob es das heute noch gibt. Ein zweistöckiges Gebäude, das von der Straße aus gesehen ganz links lag. Ich weiß nicht, ob es das heute noch gibt. Als ich da war, gab es ja nur zwei Hochhäuser, eins war im Betrieb und das zweite war noch im Bau, und dann war noch die Mensa da als Begegnungszentrum.

• **Und die haben Sie gemieden?**

Ja, die habe ich gemieden.

• **Haben Sie Freizeit- bzw. Erholungsangebote der RUB wahrgenommen?**

Freizeitangebote von anderen gab es ja gar nicht. Die Freizeit bestand eben, naja im Grunde genommen hat man ja gar keine richtige Freizeit gehabt, weil man immer beschäftigt war. In der Umgebung gab es ein bis zwei Kneipen, und das wars' dann mit den Freizeitangeboten, da war nicht viel.

• **Hätten Sie sich mehrere Angebote gewünscht?**

Nee, eigentlich nicht. Ich war beschäftigt mit Asta, Studium und so weiter. Und Gesprächen und Studentenparlament und so weiter. Es gab im Grunde genommen keine Trennung zwischen Studium, Selbstverwaltung und Freizeit.

• **Kannten Sie den Pavillon vor den G-Gebäuden/die Bierschwemme/die Kegelbahn?**

Nee, die gabs noch nicht.

• **Als nächstes würden wir gerne wissen, was Sie in den Freistunden gemacht haben? Obwohl Sie ja schon meinten, dass Sie so was nicht wirklich gehabt haben.**

Das war eine ganz andere Art von Studium, als Sie das heute machen müssen:

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

das war viel freier. Im Grunde genommen konnten wir uns aussuchen, zu welchen Seminaren und zu welchen Vorlesungen wir gehen wollten oder auch nicht. Diesen Scheinzwang gab es nicht, es gab ja keine Begrenzung der Studienzzeit, also insofern gab es den Begriff Freistunde in dem Sinn überhaupt nicht.

• Stimmt es auch, dass es so was wie Vorlesungen spät abends noch gar nicht gab?

Nein, um Gottes Willen!

• Also waren Sie nur von morgens bis nachmittags da?

Morgens fingen die Vorlesungen auch nicht so furchtbar früh an, weil da wahrscheinlich nur wenig Studenten aufgetaucht wären. Es war alles viel bequemer! (Lacht)

• Sie meinten ja schon, dass Sie die Mensa gemieden haben. Wie haben Sie sich selbst mit Essen versorgt?

Selbst zubereitet. Mittags von der Mensa Kuchen geholt oder so ein paar Brötchen. Und Abend meistens in Kneipen gegessen.

• Gab es viele Kneipen in der Umgebung?

Nein, nur die zwei, drei. Aber in der Nähe der Stadt gab es natürlich auch noch weitere.

• Hatten Sie einen Lieblingsort an der RUB?

Also, da wo ich mich meistens aufgehalten habe, war glaube ich auch mein Lieblingsort, da war also die Asta-Baracke.

• Waren Sie politisch oder anderweitig an der Uni engagiert?

Ja, im Studentenparlament natürlich und in der Selbstverwaltung. Und für das Studentenparlament haben wir auch eine Studentenpartei aufgemacht, die hieß „Action Bochumer Studentenschaft“ (Action mit „C“, damit sie ganz oben auf der Liste stand).

• Also waren Sie politisch stark engagiert?

Ja, genau.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant, als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt (ich zitiere): „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Mit Einschränkung ja, weil es in Querenburg ja noch das dörfliche Leben gab. Ich weiß nicht, wie das heute ist, aber es gibt ja immer noch Kneipen in der Nähe, ich war vor zwei Jahren da. Aber jedenfalls auf dem Campus selbst gibt es ja heute eigentlich gar kein Leben mehr, wenn ich das richtig sehe. Und damals gab es diese Art Campus ja gar nicht, weil wie gesagt, es gab ja anderthalb dieser Hochhäuser und drumherum gab es außer der Mensa auch nichts.

• Man sagt ja auch, dass sich die RUB zu einer Pendleruniversität entwickelt hat.

Ja, das war ja die Idee der Uni überhaupt, dass man das Ruhrgebiet als Einzugsgebiet hat. Und die Philosophie war es, die Arbeiterkinder an die Universität zu bekommen, also aus Bochum und Umgebung. Insofern war das dann in vorhinein als Pendleruniversität in einem gewissen Sinne geplant. Und dadurch konnte sich natürlich auch kein wahnsinniges Studentenleben entwickeln, weil die Jungs und Mädchen ja abends wieder zu Müttern gegangen sind.

• Das Interessante ist ja, dass die RUB auch als Reformuniversität geplant, wo man eine Verflechtung der Disziplinen erreichen wollte, dadurch, dass alles auf einem Campus ist. Aber auf der anderen Seite ist dieser Kontakt ja

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

nicht wirklich zustande gekommen, weil ja alle so schnell wieder nach Hause gefahren sind.

Das ist richtig, ist das heute auch noch so?

• Naja, es gibt eben solche und solche.

In den Sozialwissenschaften war das ja auch so ein Geflecht aus verschiedenen Fächern (Politologie, Soziologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte usw.).

• Sie haben ja bereits in Münster studiert. Inwieweit hat sich das studentische Leben dort von dem hier unterschieden?

Münster war eine richtige Studentenstadt, da gab es in dem Sinne eben auch viele Studentenknuppen. Da war das studentische Leben viel ausgeprägter, auch weil es eben keine Pendleruniversität war. Damals haben die Leute da gewohnt entweder zur Untermiete oder im Wohnheim. Also, da war man wirklich in Münster als Studentenstadt, auch weil Münster recht klein ist. In der Innenstadt gab es viel mehr Begegnungen zwischen Studenten, als das in Bochum zu der Zeit war.

• Hat sich das Studium selbst sehr unterschieden?

Ja, also in Bochum hat es mir mehr Spaß gemacht. Erstens habe ich mir ein hübsches Fach ausgewählt, vorher hatte ich Jura und Publizistik. Und

zweitens war das alles auf zwei Stockwerken, es war also sehr zentriert. Die Türen zu den Professoren und Assistenten standen eigentlich immer offen. Und auch, weil wir so wenige Studenten waren, das darf man ja nicht vergessen, in den Sozialwissenschaften waren wir gerade mal 200 oder so. Insofern war da ein enger Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden automatisch. Man konnte dann also auf dem Flur sozusagen ein Gespräch mit den Assistenten führen, oder auch mit denen ins Büro gehen. Also, das war alles sehr eng.

• Wie lange waren Sie in Münster?

Seit 1961, also da war ich auch 4 Jahre. Also auch so ein Langzeitstudent, der heute nicht mehr möglich wäre.

Prof. Dr. Ulrich Borsorf,
Geschichte und Germanistik
ab SS 1966 bis 1972

• Woher kamen Sie? Bzw. Wie sind Sie angereist?

Ich kam aus Bielefeld, wo ich Abitur gemacht habe und angereist bin ich mit meinem Fiat 500.

• Wussten Sie von der Möglichkeit, im studentischen Wohnheim direkt an der Uni zu wohnen?

Ja, das wusste ich, aber erst ein bisschen später, ich habe mir zuerst eine private Wohnung in Bochum-Gerthe genommen, dort hatte ein im Ruhestand befindlicher Bergarbeiter sein Souterrain ausgebaut, und dann habe ich im Schatten der Zeche Lothringen in einem kleinen Zimmer gewohnt. Und später ging ich ins Hahnenberghaus, also dieses anthroposophische Wohnheim, ohne zur Anthroposophie einen intensiven Kontakt gehabt zu haben.

• Wie sah Ihr Alltag an einem Tag an der RUB aus?

(Lacht): Ich glaube mich zu erinnern, dass das Grundstudium vor allem in Geschichte ziemliche Anforderungen gestellt hat, also das war durchaus arbeitsam. Und natürlich sind wir mittags in die Mensa gegangen, die war früher in einem Gebäude, das man zu

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Fuß an Kleingärten vorbei erreichen kann. Und abends haben wir dann gelegentlich die Querenburger Kneipen bevölkert, und dann könnte man noch behaupten, dass das Ruhrgebiet auch zu entdecken war. Also wir sind nach Hattingen gefahren oder nach Haltern am See. Ich kannte das Ruhrgebiet ja nicht.

• Haben Sie sich viel an der Uni aufgehalten?

Ich weiß nicht, wie viele Stunden das täglich waren, aber das war wie ein normaler Arbeitstag.

• Gab es damals schon Freizeit- bzw. Erholungsangebote von der Uni, die Sie wahrgenommen haben?

Ich weiß nicht, ob sie angeboten wurden, aber wenn, dann habe ich Sie nicht wahrgenommen.

• Also haben Sie auch nie den Wunsch gehabt, irgendwelche Angebote wahrzunehmen?

Also, was Freizeit angeht, existierte entweder das Angebot nicht, aber ich kann mich nicht erinnern, so etwas angenommen zu haben.

• Kannten Sie den Pavillon vor den G-Gebäuden / die Bierschwemme / die Kegelbahn?

Nein, die Existenz dieser Dinge ist mir nicht bewusst.

• Was machen Sie in Freistunden/

Was haben Sie in Freistunden gemacht?

Meine Studienzeit liegt ja in den 68er Jahren. Und in den Freistunden haben wir auch über Politik diskutiert und ich war auch in der Studentenpolitik tätig, ich war im Fachbereichsrat und ich war im Studentenparlament und so weiter. Also insofern war das eine Mischung zwischen Studium und universitätspolitischer Aktivität.

• Also waren Sie politisch sehr aktiv?

In der Anfangsphase der 68er-Bewegung war ich das, aber in der Fraktionierungsphase, also als die Studentenbewegung sich politisch aufspaltete, ließ mein Engagement nach, weil mir das nicht so gefiel. Diese Aufbruchsituation war sehr spannend. Ich hab' auch an Rote-Punkt-Aktionen und Streiks gegen die Bogestra teilgenommen und an Demonstrationen.

• Die nächste Frage ist, Sie haben das ja bereits angedeutet, wie Sie sich mit Essen versorgt haben? Sind Sie essen gegangen, oder haben sich selbst was mitgebracht? Sie meinten ja schon, dass Sie viel in der Mensa waren.

Die Mensa habe ich regelmäßig mittags aufgesucht, aber für das Abendessen war ich entweder in meiner Bude oder in dem Hahnenberghaus, da gab es ja so eine Gemeinschaftsküche, da haben wir uns oder jeder für sich alleine das gekaufte Essen zubereitet.

• Hatten Sie einen Lieblingssort an der RUB?

(Lacht) Ich glaube die Historische Bibliothek. Und es gab einen Ort im Sommer zwischen dem GA und dem GB-Gebäude, da war ursprünglich eine Wiese, die war leicht abschüssig. Da saßen wir dann zur Mittagsstunde oder so gruppenweise in der Sonne, wenn sie schien.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Also, ich habe das nicht als einen Mangel empfunden. Ich hatte mir, bevor ich mein Studium in Bochum aufnahm, die Universitäten in Marburg und in Tübingen angeschaut, damit ich die richtige Studienplatzwahl treffe. Die haben mir insofern nicht gefallen, also in Marburg kam mir am helllichten Tag ein fahnenragender

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Student entgegen und an so einer Uni wollte ich nicht sein. Und in Tübingen war mir das zu verträumt, das war eine Universität mit einer Kleinstadt drumherum, ich aber wollte in eine Stadt mit einer Universität – und nicht eine Universität mit einer Stadt.

• Inwieweit hat sich denn das studentische Leben dort noch unterschieden im Gegensatz zu dem in Bochum?

Das weiß ich nicht, weil ich nicht so tief eingetaucht bin. Ich habe aber auch ein Semester in Freiburg studiert, weil es damals noch Usus war, dass man an verschiedenen Universitäten studierte. Ich bin allerdings reumütig nach einem Semester in Freiburg wieder zurückgekehrt an die Ruhr-Universität, weil mir war das dort zu schön, zu voll und zu freizeitbetont war.

• Und in Bochum, im Gegensatz dazu?

An der Uni in Bochum waren die Seminare und Vorlesungen längst nicht so zahlreich besucht. Also, es war eine Pioniersituation, wir waren bei Hans Mommsen meinem Doktorvater glaube ich zwölf Leute im Seminar. Und man kriegte jedes Buch, das man haben mochte und konnte in der Präsenzbibliothek des Historischen Instituts alles lesen, was man lesen musste. In Freiburg musste man in die Unibibliothek gehen, da waren die Bücher, die man brauchte, in der Regel nicht da. Wenn man das Studium als eine Arbeit begreift (was ich nicht unbedingt

getan habe), dann war man mit dem Bochumer Studienplatz besser bedient - unter Nützlichkeitsgesichtspunkten - als in den anderen herkömmlichen Universitäten. Natürlich hat sich Bochum unter dem Einfluss der studentischen Bevölkerung sehr verändert in den letzten 50 Jahren. Das war ja damals noch eine Bergbaustadt, und das Bermudadreieck war noch 20 Jahre entfernt. Was ich noch erwähnen muss ist, dass ich ein eifriger Bochumer Theatergänger war. Das Bochumer Theater ist ja bis heute eines der besten Sprechtheater in Deutschland, und ich geh da immer noch hin.